

kannt und ernst genommen wird, die Neutestamentliche Wissenschaft grundsätzlich nur als eine dezidiert theologische Disziplin verstanden werden kann, die sich als solche ihrer systematisch-theologischen Verantwortung bewußt ist und dieser Verantwortung in ihrer Arbeit gerecht zu werden sucht“ (280). Der letzte Beitrag untersucht „Die Bedeutung Hans Joachim Iwands für die Exegese des Neuen Testaments“ (2004, 282–296).

Es schließen sich die Bibliographie Otfried Hofius (1960–2008, mit 219 Titeln), der Nachweis der Erstveröffentlichungen sowie ausführliche Register an. Die stets auf philologische Genauigkeit achtende exegetische Arbeitsweise des Tübinger Neutestamentlers, die theologische Verantwortung und die christologische Konzentration lohnen die aufmerksame Lektüre dieses Bandes.

*Eckhard Schnabel*

---

Markus Tiwald: *Hebräer von Hebräern. Paulus auf dem Hintergrund frühjüdischer Argumentation und biblischer Interpretation*, HBS 52, Freiburg: Herder, 2008, geb., XVI, 508 S., € 65,-

---

Das Werk, das 2007 als Habilitationsschrift von der Universität Wien angenommen wurde und hier in einer überarbeiteten Fassung vorliegt, besteht aus fünf Teilen: I. Prolegomena; II. Neue Erkenntnisse in Judaistik und Bibelwissenschaft und deren Konsequenzen für die Paulusforschung; III. Das Gesetzesverständnis Pauli auf dem Hintergrund frühjüdischer Texte; IV. Hermeneutische Deutemuster in der biblischen Argumentation des Frühjudentums; V. „Den Juden ein Jude“ – Konklusionen.

Im ersten Teil wirft Tiwald einen Blick auf die Forschungsgeschichte und will zeigen, dass die „Gretchenfrage“ der Paulusforschung lautet: Wie jüdisch war Paulus vor bzw. nach seiner Bekehrung/Berufung? Haben Forscher bis Mitte des 20. Jh. Paulus und das Judentum in ein antithetisches Verhältnis zueinander gesetzt, so habe es in der Zeit danach Stimmen gegeben, die Paulus sogar als Rabbi verstanden. Seither sei die Paulusforschung „zu einem Tummelplatz divergierender Konzepte geworden“ (11). Inzwischen sei klar, dass alle solche Vergleiche zwischen Paulus und dem „typisch Jüdischen“ unzulässig sind, da die neuere Forschung gezeigt habe, dass es zur Zeit des Paulus Letzteres nicht gab.

Diese Erkenntnis erfordert, wie der zweite Teil von Tiwalds Werk ausführt, die Revision mancher bisweilen als selbstverständlich geltender Ansichten über Paulus. So sei z. B. die Annahme einer monolithischen Entwicklung vom Pharisäismus zum späteren rabbinischen Judentum nicht länger haltbar. Auch die strikte Trennlinie zwischen dem Judentum und dem Hellenismus sei verschwunden und mit ihm die sichere Annahme, dass Paulus in der Diaspora eine paganhellenistische Bildung genossen hat. Mit den gewöhnlichen Stilmitteln der helle-

nistischen Rhetorik, deren sich Paulus bedient, sei er über den Weg einer (durchaus hellenistisch geprägten) pharisäischen Bildung vertraut gemacht worden. Dies setze eine Studienzeit in Jerusalem vor seiner Bekehrung voraus. Jedoch hieße das nicht, dass Paulus etwa Hebräisch oder Aramäisch beherrscht hat. Tiwald will dem Apostel lediglich zugestehen, eventuell „elementare Kenntnisse“ davon besessen zu haben (182). Auf dieses schwer nachvollziehbare Argument werde ich weiter unten eingehen.

Im dritten Teil befasst sich Tiwald zunächst mit dem Gesetzesverständnis des Paulus. Er will zeigen, dass der νόμος-Begriff bei Paulus polysem ist und von ihm in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen gebraucht wird. Tiwald folgert daraus, dass die negativen Aussagen des Paulus über das Gesetz nicht grundsätzlich als „Abrogation der Tora“ gedeutet werden sollen. Es sei sowieso eine Entwicklung in seinem Gesetzesverständnis auszumachen. Aus dem Römerbrief, der die ausformulierte Theologie des Apostels widerspiegeln sollte, gehe es klar hervor, dass Paulus die Tora nicht außer Kraft setzt, sondern in der Botschaft von Christus die endgültige Erfüllung des Gesetzes sah. In einem weiteren Schritt kommt Tiwald aufgrund eines Vergleichs der paulinischen Lehre mit den Auffassungen zur Tora im AT und in verschiedenen frühjüdischen Schriften zum Schluss, dass Paulus in seiner Gesetzes- und Rechtfertigungslehre „den Diskurs des Judentums seiner Zeit“ nirgends verlässt (218). Paulus bediene sich lediglich einer anderen – zugegebenermaßen unkonventionellen – hermeneutischen Strategie als andere frühjüdische Autoren. Paulus sei z. B. nicht der einzige frühjüdische Ausleger gewesen, der dem AT das Konzept der hoffnungslosen Sündenverstricktheit des Menschen entnimmt. Aber bei anderen Autoren habe dieses Konzept nicht als „dogmatisch-informative Aussage, sondern als *performatives Axiom*“ fungiert (238, kursiv beim Autor, hier et passim). Es ziele bei ihnen darauf, die Menschen „zu noch größeren Bemühungen um Gesetzeserfüllung“ anzuhalten, während es bei Paulus dazu führte, den Weg der Erfüllung des Gesetzes für ungangbar zu erklären. Auch in seiner Kritik bzgl. der „Werke des Gesetzes“ bleibe Paulus im Rahmen des jüdischen Diskurses, denn er meine mit der Wendung „eine bestimmte Interpretationsweise des Gesetzes . . . in Abgrenzung zu anderen jüdischen Deuteweisen der Tora“ (298), wie dies auch in 4QMMT der Fall sei. Nun vertrat auch Paulus eine „bestimmte Interpretationsweise des Gesetzes“, aber diese führte bei ihm – im Gegensatz zu anderen Gesetzesauslegern – zu einer Ausweitung des Heils, weil er die von der Tora geforderte Reinheit in Christus als erfüllt ansah. Gerade deswegen galten die rituellen Forderungen der Tora nicht mehr als heilsrelevant und mussten nicht abgeschafft werden. Paulus kritisierte lediglich die Tendenz mancher jüdischer Kreise, Toragehorsam auf Konformität zur ihrer eigenen Interpretation der Ritualvorschriften zu reduzieren, aber weder sie noch er setzen die ethische Funktion der Tora deswegen außer Kraft. Somit bleiben neuer Bund und alter Bund nun neben einander bestehen.

Die vierten und fünften Teile sind kurz und können recht schnell behandelt werden. Im vierten Teil behauptet Tiwald, dass Paulus sich nicht nur inhaltlich (siehe Teil III), sondern auch in formaler Hinsicht auf sicherem frühjüdischem Boden befand, in dem er sich mehrerer für das Frühjudentum typischer Argumentationsmuster bediente. Im fünften Teil fasst Tiwald zusammen und betont wiederum sein Hauptergebnis: dass man bei Paulus nirgends von einem Bruch mit dem damaligen Judentum sprechen könne. Er sei zeit seines Lebens Jude geblieben.

Es ist schwierig, über ein so breitgefächertes Werk wie Tiwalds ein Urteil zu bilden. Begrüßenswert ist zunächst Tiwalds Bemühen darum, Paulus in Übereinstimmung mit seinen eigenen Aussagen ernst zu nehmen als Jude, der sich am regen und vielfältigen Diskurs des Frühjudentums beteiligt. Auf der anderen Seite ist Tiwalds Hauptthese, dass die Unterschiede zwischen Paulus und anderen jüdischen Auslegern seiner Zeit hauptsächlich hermeneutischer Natur waren bzw. dass sich sein Ansatz problemlos neben anderen Entwürfen innerhalb des jüdischen Diskurses einreihen lässt, nicht überzeugend. Es ist auffällig, dass Tiwald in der Ausarbeitung seiner These die Christologie des Paulus kaum berücksichtigt. Es war aber gerade die von Paulus beanspruchte Exklusivität des Heils in Christus, die für so heftige Kontroversen mit seinen jüdischen Mitbürgern sorgte. Paulus schaffte nicht nur jüdische „boundary markers“ ab, sondern er zog eine markante neue Grenzlinie und setzte dementsprechend genauso entfremdende „boundary markers“, die ihrerseits Juden, die den Glauben an Jesus als Messias nicht teilten, vom Heil ausschlossen (vgl. Francis Watson, *Paul, Judaism and the Gentiles*).

An einer Stelle schießt Tiwald m. E. weit über das Ziel hinaus. Er zieht nämlich aus einer (an sich erwägbaren) Beweisführung, dass Diasporajuden in Jerusalem nicht zwingend Hebräisch oder Aramäisch beherrscht haben müssen, den Fehlschluss, dass Paulus sie nicht beherrscht haben kann. Dabei muss er nicht nur das Zeugnis der Acta, sondern auch das Zeugnis des Apostels selbst, er sei ein „Hebräer von Hebräern“ und habe einen pharisäischen Eifer für das Gesetz gehabt, völlig diskreditieren. Es mag wohl sein, wie Tiwald behauptet, dass der Begriff „Hebräer“ an sich nicht als sprachliche, sondern als ethnische Bezeichnung zu verstehen ist. Tiwald versäumt es aber, die semitische Wendung „Hebräer von Hebräern“ zu untersuchen, und es ist anzunehmen, dass dadurch wesentlich mehr impliziert wird als nur, dass Paulus israelitischer Abstammung war. Er meinte damit vielmehr, dass er zu den überragendsten Vertretern seines Volkes gehört. Das konnte einer, der die Sprache seiner Ahnen nicht beherrschte, schwer von sich behaupten. Das ganze Argument wird noch komplizierter, insofern Tiwald Paulus einen längeren Aufenthalt, ja sogar eine pharisäische Ausbildung, in Jerusalem bescheinigt. Eine solche Ausbildung musste aber die Teilnahme an den Debatten der jüdischen Gelehrten in Jerusalem beinhaltet haben, und diese wurden wohl kaum auf Griechisch geführt. Auch Tiwalds Behauptung, dass Paulus die Tora nicht grundsätzlich in Frage stellt, sondern den alten und den neuen

Bund sogar nebeneinander gelten ließ, verdient eine genauere Untersuchung. Die Frage wird, ähnlich wie bei James Dunn, dadurch umgangen, dass Tiwald dem Römerbrief eine privilegierte Stellung für die paulinische Gesetzesinterpretation einräumt. So können die für seine These problematischen Aussagen des Paulus in Galater, Philipper, 1. Thessalonicher und 2. Korinther völlig außer Acht gelassen werden. Nicht alle Leser werden Tiwald in dieser methodischen Vorentscheidung folgen können. Ein kleiner Störfaktor bei der Lektüre muss auch noch erwähnt werden: Aus unersichtlichen Gründen zitiert Tiwald Qumran, Josephus und Philo aus deutschen Standardwerken, die Apokryphen und Pseudepigraphen hingegen aus dem Englischen (Charlesworth), obwohl hervorragende deutsche Übersetzungen vorliegen.

Es ist Tiwald dennoch gelungen – und das ist der bleibende Wert seiner Habilitationsschrift –, die innerjüdischen Spannungen des Diskurses unter verschiedenen Gruppierungen im Frühjudentum zu erläutern. Damit wurde nochmals unterstrichen, dass kein Auslegungsweg mehr begehbar ist, der Paulus aus diesem Diskurs herausreißen will.

Joel White

---

Ruben Zimmermann, Gabi Kern (Hg.): *Hermeneutik der Gleichnisse Jesu. Methodische Neuansätze zum Verstehen urchristlicher Parabeltexte*, WUNT 231, Tübingen: Mohr Siebeck, 2008, geb., 688 S., € 159,-

---

Nach einer neueren Bestandsaufnahme der Gleichnisforschung durch U. Mell (Hg.), *Die Gleichnisreden Jesu 1899–1999: Beiträge zum Dialog mit Adolf Jülicher* (BZNW 103, Berlin, New York: de Gruyter 1999) und mehreren monographischen Untersuchungen zu Einzelaspekten der Gleichnisse und ihrer Auslegung sowie zu einzelnen Gleichnissen (z. B. J.S. Kloppenborg, *The Tenants in the Vineyard: Ideology, Economics, and Agrarian Conflict in Jewish Palestine*, WUNT 195, Tübingen: Mohr Siebeck 2006) widmet sich der vorliegende Sammelband den hermeneutischen Fragen der Gleichnisse. Dabei geht es um „das Nachdenken über das Verstehen, oder genauer: um die Reflexion über die Bedingungen und Möglichkeiten des Verstehens. Gleichnisse erfordern Dialog, Gleichnisse erfordern Hermeneutik“ (VII). Die Beiträge gehen auf Referate anlässlich zweier Gleichnistagungen an der Universität Bielefeld in den Jahren 2005 und 2006 zurück. Ziel ist es, die historischen, traditionsgeschichtlichen, sprachwissenschaftlichen und rezeptionsästhetisch-theologischen Perspektiven des Gleichnisverstehens in umfassender Weise zu beleuchten und divergente hermeneutische Ansätze zur Disposition zu stellen. Dies geschieht in einem internationalen Horizont: „Hierbei wird besonders auch der Dialog mit der anglo-amerikanischen Gleichnisforschung gesucht, war die deutschsprachige Gleich-